

die gunst des standorts

Langfassung des Artikels von Werner Hollomey im dialog Nr. 197, Juni 2024

Der menschbezogene „Marktwert“ eines Standorts – Marktwert im weitesten Sinn gedacht – hängt weitgehend von seiner Lage ab. Und um es vorweg zu sagen: die Lage der evangelischen Kirche am Kaiser-Josef-Platz könnte schwerlich attraktiver sein; dies 1. aus dem Gesichtspunkt des öffentlichen Verkehrsangebots, 2. aus dem seiner heutigen Zentralität innerhalb des Stadtgefüges und 3. durch seine Lage an einer Stelle vitaler Öffentlichkeit an gottesdienstlichen „Ruhetagen“ und wohlthuender Stille an Sonntagen. Dies ist nicht immer so gewesen.

Gunst des Standorts?

Menschliche Sesshaftigkeit geht in ihren Entscheidungen für einen konkreten Ort auf einen, meist auf mehrere Anfangsentscheidungen zurück. Diese können für ein bislang wanderndes Volk das seiner latenten Sehnsucht nach einer dauernden Bleibe Gestalt geben will, – seiner Absicht sozusagen „Heimat“ zu begründen – sehr unterschiedlich sein. Oftmals war es der Wunsch nach Sicherheit, die etwa eine topologische Lage verspricht, oder die Verheißung eines reichlichen Nahrungsangebots, oder die Erwartung verlockender klimatischer Gegebenheiten, oder ein unerwartetes Angebot an natürlichen Ressourcen, die aus dem Boden kommen, oder eine geografische Lage, die an einem Kreuzungspunkt von Verkehrswegen, oder an einem natürlichen Wasserweg liegt, was den Austausch von Gütern stimuliert; oder wer weiß, was es sonst noch an Verheißungen für die Begründung von Ansiedlungen geben mag. Und so entstanden Orte höchst unterschiedlicher Gestalt und Vitalität, die miteinander ins Gespräch traten und die die Gunst ihres Standorts bestmöglich zu nutzen suchten.

Allerdings hat nicht jeder Ort, der den Menschen ursprünglich alles Glück dieser Erde zu versprechen schien, diese Verheißungen auf ewige Zeiten einzulösen vermocht. Denke etwa an das Volk der Anasazi, der Bewohner der amerikanischen Riff-Dwellings, die quasi über Nacht ihre spektakulären Felsstädte in Richtung Prärie verließen; oder denke an das Volk der Khmer, die der weltgrößten Tempelanlage von Angkor Wat nach fast 500 Jahren Gewaltherrschaft den Rücken kehrten, wie an das der Maya, deren imperiale Urbane heute von ihren urwaldlichen Umschlingungen befreit werden; denke an den 40 km² großen Tempelgarten Thailands Bagan, in dem heute noch mehr als 2000 Pagodendenkmale von verflossener buddhistischer Glaubenstiefe zeugen. Und nicht zuletzt: erinnere dich an die neue Wüstenstadt Achet Aton Echnatons, des Königs aus der 18. Dynastie, der zu Ehren seines neuen Hauptgottes Theben verließ, die aber nach seinem Tod von den alten Tempelpriestern postwendend dem Wüstensand zurückgegeben wurde. Urbane Standorte, politischer, marktwirtschaftlicher wie auch solche religiöser Hochschätzung können offensichtlich einmal offerierte Verheißungen nicht über alle Zeiten einlösen.

Und wie verhält es sich mit der Wertigkeit der Lage baulicher Objekte innerhalb eines Stadtgefüges? Mit jener des Rathauses, der Bauten für Kultur und Handel, der Sportausübungen und schließlich der Kultstätten, der Häuser für Gebet und spirituelle Handlungen: der Tempel, der Pagoden, der Synagogen, der Kirchen und der Moscheen? Es ist seltsam, dass urbane Zentralität sehr wohl für Bauwerke profaner Allgemeinnutzung offensichtlich unabdingbar ist, während für Objekte gemeinsamer Glaubensausübung jedoch um vieles differenziertere Regeln gelten. Für Objekte, die vorwiegend der täglichen, der terminisierten Gottesbegegnung dienen, mag Zentralität von Nutzen sein. Nicht so in ungezählten Fällen, wo exponierte Natursituationen, wo spirituelle Erscheinungen,

oder ein erklärter Wunsch nach Öffentlichkeitsferne eine Errichtung gottesdienstlicher Anlagen bestimmt haben. Denke an den Berg Athos, an die Klöster von Meteora, die oft exponierte Lage norwegischer Holzkirchen, an japanische Tempelgärten, an die geografische Verlorenheit oft gewaltiger Glaubensburgen entlang des Jakobsweges und an die imperialen Klöster österreichischer Barockfülle. Die Sehnsucht des Menschen nach Gottesnähe wächst offensichtlich auf einem weiten Feld; Orte für Kontemplation und Gebet, die an scheinbar zufälligen Landschaftspunkten zu heiligen Bezirken geworden sind. Ich habe in der Sand-Unendlichkeit des sahara'schen Tassili Ajjer einen mit Steinen markierten Grundriss einer Moschee gesehen, der für einen muslimischen Targi ein heiliger Ort für Einhalt und Gebet geworden ist. Und ich habe in Georgien und auf griechischen Inseln eine Dichte von über die Felder gestreuter Kirchen erlebt, die das Land gleich einem Nebel mit orthodoxer Gläubigkeit überflutet.

Gunst des Standorts?

Evangelischen Christen war es bekanntlich in Österreich erst erlaubt, eigene Gotteshäuser zu errichten, als die Urbanisierung von Märkten und Städten in ihren Kernbereichen abgeschlossen war. Baugrundstücke in Zentrallagen waren rar. Salzburg: wo du die evangelische Kirche zentrumsfern irgendwo am Salzachufer orten kannst; oder Klagenfurt: wo du ihrer im Grünen am Lendkanal fündig wirst. Und erinnere dich an die vielen, für einen Fremden oft verlorenen Standorte anderswo, die du kennst.

Und wie lief es in Graz?

Als im Jahre 1821 der Tag kam, da auch hier ein Bethaus für die „Evangelischen“ der Stadt errichtet werden durfte und nachdem Johann Kiste, ein Vorstandsmitglied der Gemeinde ein Grundstück gespendet hatte, und nachdem im Feber 1824 ein Bauplan genehmigt wurde und rund 300 Familien die Finanzierung gesichert hatten und schon im Oktober des Spatenstichjahres die Einweihung erfolgte, standen dem evangelischen Glaubensleben in der Stadt alle Türen offen. Von einer Gunst des Standorts an einem damals zentrumsfernen Platz, an dem lauthals Brennholz verkauft wurde, konnte schwerlich gesprochen werden. Aber Stadtentwicklungen gehen eigene Wege und so hat sich ein Holzumschlagsplatz bald in einen gesuchten, an das Haus der hohen Bühnenkünste angelehnten Verbrauchermarkt gewandelt. Wir Evangelische der Heilandskirchen-Gemeinde mögen manche Sorgen haben, die Lage des Standorts ist heute an keiner von ihnen beteiligt. Vermutlich ließe sich heute im gesamten Stadtgebiet kaum eine attraktivere Situation für die Errichtung eines Gotteshauses finden, deren Glaubensverwalter Volksnähe, funktionales Umgebungsgeschehen, kulturelle Nachbarschaft und somit Zentralität ein Anliegen sind. Die Chancen für Öffnung des Glaubensangebots, für Gespräche und für moderate Interaktionen liegen offen am Tapet.